

Zur Mundartdichtung der Gegenwart : Beobachtungen und Gedanken

Autor(en): **Thürer, Georg**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **58 (1963)**

Heft 3-de: **Mundartpflege : 25 Jahre Bund Schwyzertütsch**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-173865>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Betrieb» statt «Gweerb, Guet, Hoof, Häimet», «durchführen», auch wenn es «durefüere» gesprochen wird, statt «mache», «plötzlich» statt «zmaal» können wir ruhig den Reichsdeutschen überlassen. Aber für «immer» können wir nicht mehr mit gutem Gewissen «aliwyl» verlangen, für «i möchti» kaum mehr «i wett». Fast hoffnungslos ist der Kampf gegen das wuchernde «irgend» geworden; man hört sogar schon auf Schritt und Tritt den Pleonasmus «irgend näime».

Proben guter Mundart

Mitarbeiter und wohl auch die Hörer ertragen das Schulmeistern nicht allzugern. Deshalb halten auch wir es für eleganter, immer wieder gute Mundart zu Gehör zu bringen in Proben unserer Mundartdichter und in Dialektplaudereien – in der Meinung, es falle doch da und dort ein Samenkorn auf guten Boden. Wer Heinrich Altheer, Albert Bächtold, Gertrud Burkhalter, Christian Caffisch, Ernst Geel, Amalie Halter-Zollinger, Josef Hug, Fritz Ineichen, Ernst Kappeler, Leni Meili-Spörri, Alois Senti, Robert Stäger, Fridolin Stocker, Georg Thürer und Traugott Vogel zuhört, hat nicht nur einen besondern Genuß, er kann daraus auch reichen Gewinn für seine Mundart ziehen. Dabei sind das nur einige Namen aus dem Programm des Studio Zürich, denen die unvergessenen Ernst Eschmann, Rudolf Hägni, Hans Hasler, Rudolf Kägi, Hans Valär und andere als Sprachmeister vorangegangen sind. Entsprechende Listen könnten auch die Studios Basel und Bern vorlegen. Und zu den Gestaltern der Mundart gesellen sich die Erforscher und Kenner: Dr. Hans Wanner, der Chefredaktor des «Schweizerischen Idiotikons», unterhielt uns in einem ganzen Zyklus über schweizerdeutsches Wortgut, Dr. Robert Schläpfer, der Mitarbeiter am «Sprachatlas der deutschen Schweiz», stellte in einer weiteren Reihe ausgesuchte Mundartproben aus allen Gegenden vor, im letzten Herbst waren den Walsern und ihrer Sprache drei große Abendsendungen gewidmet, und gerade jetzt lief eine Sendereihe über die Pflege des Schwyzertütsch, an der alle drei Beromünsterstudios beteiligt waren.

Mundart am Radio – darüber wäre noch viel zu sagen. Es lag uns nur daran zu zeigen, daß es kein Stiefkind ist.

Adolf Ribi

Zur Mundartdichtung der Gegenwart

Beobachtungen und Gedanken

Mundart und Schriftsprache

Im Anfang war die Mundart. Die Schriftsprache ist eine Spätform der Mitteilung. Allerdings hält es schwer, uralte mündliche Sprachformen festzustellen, denn die lautgetreuen Wiedergaben auf Sprechplatten und Tonbändern sind Errungenschaften der drei allerletzten von den insgesamt zwanzigtausend Menschengeschlechtern, welche bisher über die Erde geschritten sind. Von diesen war allerdings nicht einmal der hundertste Teil des Schreibens mächtig und des Lesens kundig.

Bei der Entstehung der Schriftsprachen wurde in der Regel die Sprechweise einer maßgebenden Oberschicht oder eines schöpferischen Geistes zum Vorbild des schriftlichen Ausdrucks eines Sprachkreises. Dieser Form glich sich auch das mündliche Gespräch an. Erläuterte zum Beispiel ein Lehrer einen eben gelesenen Text, so bediente er sich unwillkürlich in der Auslegung der gleichen Wörter und Wendungen. Das wird heute noch nicht anders gehalten: Hört man am Radio die neuesten Nach-

richten oder liest jemand etwas aus einer Zeitung vor, so übernimmt der Hörerkreis im anschließenden Gespräch gerne das vorgeprägte Wortgut, auch wenn es der lebendigen Rede der Zuhörer nicht entspricht.

Als die neuhochdeutsche Schriftsprache Martin Luthers mit der Bibel den Deutschsprachigen auch die Fibel bot, trat eine mitteldeutsche Sprachform ihren Siegeszug nach Norden und nach Süden an. Das Niederdeutsche (Plattdeutsch) und das Oberdeutsche (Schwäbisch-Alemannisch und Bayerisch-Österreichisch) standen fortan im Schatten der neuen Schriftsprache, welche sich in den Schulstuben und Druckereien, in den Kanzleien und auf den Kanzeln der deutschsprachigen Schweiz im Laufe des 17. Jahrhunderts endgültig durchsetzte. Seither ist unser Landesteil zweisprachig: er hat eine weitreichende Weltsprache, welche ihn zu seinem Glück von den Schranken der Kleinsprachlichkeit zum Beispiel nordischer Länder bewahrte; andererseits mußte die traute Sprache von Haus und Heimat ihr Mitspracherecht im Leben der Nation erst erringen und sieht es angesichts der mächtig um sich greifenden Schriftsprache mit ihren festen Formen immer wieder bedroht. Dabei ist weniger böser Wille am Werke als die Auswirkung der Verhältnisse. Neben der wachsenden Macht des gesprochenen und geschriebenen Wortes in der Hochsprache überhaupt, zersetzt auch die Binnenwanderung der Schweizer die mundartlichen Bestände. Im Jahre 1848 waren zwei Drittel der Einwohner unserer Gemeinden noch Ortsbürger. Im Jahre 1914 war der Anteil der Heimatberechtigten auf einen Drittel gesunken, und heute dürften die Ortsbürger als die ursprünglichen Träger des Kulturlebens und damit auch der Sprache in den meisten größeren Ortschaften unseres Landes kaum mehr den siebenten Teil ausmachen. Natürlich empfinden auch die Zugewanderten oder doch deren Kinder die Gegend ihrer Jugend als ihre Heimat. Allein das rasche Umsiedeln von Ort zu Ort verschleift die Sprachformen, und die seltenen Wörter verhallen. Die Fachleute, welche die Aufnahme für Sprachatlanten besorgen, hören immer wieder den Bescheid der Befragten in mittlerem Alter: «Ja, unsere Eltern brauchten das Wort noch; wir verstehen es noch, aber brauchen es nicht mehr, und unsern Kindern ist es unbekannt.» Steht am Ende dieser Entwicklung die Schriftsprache, ähnlich wie sie nördlich des Bodensees, namentlich infolge der Flüchtlinge, das Gespräch auf der Straße beherrscht und auch in den Stuben immer eindeutiger bestimmt? Vermögen sich in unserm Lande wenigstens einige Großmundarten zu halten? Ein Blick in unsere Mundartdichtung scheint die Bedenken zu verscheuchen. Allein, die schleichende Gefahr des innern Verblassens unserer eigentlichen Muttersprache ist deswegen doch vorhanden.

Wege zum mundartlichen Schrifttum der letzten Generation

Die Geschichte der «Mundartdichtung der deutschen Schweiz» bis zur vorletzten Generation hat Otto von Greyerz in der Sammlung «Die Schweiz im deutschen Geistesleben» (1924) geschrieben. Die Nachführung bis zur Gegenwart erscheint dem Forscher und dem Mundartfreund fällig. Wer sie dereinst schreibt, wird gerne die Rede, welche Prof. Dr. Wilhelm Altwegg Mitte September 1954 im Rathaussaal zu Müllheim (Baden) hielt, zu Rate ziehen. Sie erschien in der Monatszeitschrift des Hebelbundes («Die Markgrafschaft», Oktoberheft 1954). Seit einem Vierteljahrhundert erscheinen die «Schwyzerlüt», die von Dr. G. Schmid (Fryburg) mutig gegründete und nun von Beat Jäggi freudig betreute «Zytschrift für üses Schwyzerdütsch», welche im Verlag Weiß & Co. in Affoltern am Albis herauskommt. Als große Sondernummer erschien im Sommer 1954 der reichhaltige «Wägwyser dür ds Schwyzerdütsch», der sich besonders mit Epik und Lyrik befaßt, aber auch die Werke meldet, die zum ungemein reichhaltigen dramatischen Schaffen führen. Unter den Anthologien dürfen drei erwähnt werden, nämlich die «Schwizer Schnabelweid, e churzwyligi Heimetkund i Gschichte und Prichte us allne Kantön», die Traugott Vogel im Verlag Sauerländer & Co. in Aarau herausgab, wo neulich auch das ale-

Vgl. auch den gedrängten Überblick von Paul Zinsli, in: Merker-Stammler, Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, 2. Aufl., Bd. II, S. 447–459.

mannische Mundartlesebuch «Holderbluescht» erschienen ist. Der Schweizer Spiegel-Verlag gab unter dem Titel «Schwyzer Meie» die vom Verleger Adolf Guggenbühl und einem Mitarbeiter gesammelten «schönsten schweizerdeutschen Gedichte» seit 1938 in mehreren Auflagen heraus.

Drei Landesausstellungen – Wandel der Einstellung?

Die beiden ersten Landesausstellungen unseres Jahrhunderts standen im Zeichen nationaler Erneuerung, und sowohl über die Berner Schau 1914 als auch über die Landi von 1939 fielen die Schatten eines ausbrechenden Weltkrieges. Vom Berner Dörfli-Theater, auf dem Mundartstücke aus manchen Landesgegenden aufgeführt wurden, gingen kräftige Anregungen auf die Heimatbühnen aus, die vor allem unter Otto von Greyerz in der Stadt Bern und in ihrer Landschaft ein gesundes Theaterleben begründeten. Aber auch die «Freie Bühne» in Zürich und das Basler Quodlibet durften sich sehen lassen. Unter Melchior Dürst erwuchs auch im ländlichen Glarus eine sehr beachtliche Spielkultur. Damals entstanden denn auch zwei der großen Meisterwerke, der «Tell» von Paul Schoeck und Paul Hallers erschütterndes Trauerspiel «Marie und Robert». Schoecks naturalistisches Drama, das in der Suststube zu Brunnen spielt, wurde im Jahre 1920 uraufgeführt, und im gleichen Jahre suchte der Aargauer Dichter Haller den Tod in der Aare. Er erlebte die Tragik der anspruchsvollsten Mundartdramatiker, daß nämlich die Laienbühnen seinem Schaffen nicht gewachsen waren und die Berufsbühnen es teils gering schätzten oder nicht genügend Schweizer Mundartsprecher zu vereinigen vermochten. Die Zürcher Landesausstellung gestaltete indessen Albert J. Weltis «Steibruch» zum bleibenden Erlebnis, und die Kantonaltage erwiesen die Lebenskraft der zugereisten Spielscharen in bunter Fülle. Hängt es damit zusammen, daß die auf nächstes Jahr angesetzte Lausanner Landesausstellung im Welschland stattfindet, wenn von ihr nicht die gleiche anregende Kraft auf unsere Mundartbühnen auszustrahlen scheint? Oder ist die Spiel Lust im Zeichen und gewiß auch im Banne von Radio, Film und Fernsehen erlahmt?

Neue Möglichkeiten: Hörspiel, Hörfolge, Mundart in Film und Fernsehen

Als vor etwa vierzig Jahren unsere drei deutschschweizerischen Studios zu senden begannen, griffen sie natürlich auf das bereits vorhandene Spielgut. So hörte man schon ein halbes Jahr nach der Eröffnung der Zürcher Sendestation das alte Urner Tellenspiel. Die erste dramatische Sendung des Deutschen Rundfunks war die Übertragung von «Wallensteins Lager», «und zwar in Kostüm und Maske, in Wehr und Waffen, durch die man die Suggestivkraft zu erhöhen glaubte», wie Heinz Schwitzke von diesem Sendespiel von 1924 meldet. Erst allmählich entdeckte der Rundspruch seine Eigenform. Es entstanden Werke, welche die Grenzen, aber auch die Größe einer Kunstform wahrnahmen, welche sich auf das Hörbare beschränkt. Da war die Mundart nun in ihrem Element. Es ließen sich leichter als im Theater treffliche Sprecher gewinnen. Die Dramatiker aber sahen, daß ihre Werke wohl verhältnismäßig leicht angenommen wurden, dann aber – im Gegensatz zu den Bühnen – meistens nach einer einzigen Wiederholung auf Jahre hinaus von den Spielplänen verschwanden. Besonders eng und fruchtbar gestaltete sich die Zusammenarbeit zwischen Radio und Heimatschutzbühne im Studio Bern. Die von Ernst Balzli besorgten Gotthelf-Hörfolgen führten dem Dichter Hunderttausende neuer Leser zu. Das Volk fühlte sich von diesen Bearbeitungen in kräftiger Berner Mundart derart angesprochen, daß sich die Übungen der Feuerwehreute und Gesangsvereine nach dem Berner Sendep lan richten mußten. Max Bolliger, der damalige Vizedirektor und heutige Direktor von Radio Bern, schrieb im Jahrbuch 1957 der Schweizerischen Rundspruchgesellschaft mit Recht: «Es gibt kaum einen Dialektschriftsteller oder Sprachforscher, der nicht seinen Zugang zum Radio gefunden hätte. Mit peinlicher Genauigkeit wird darauf geachtet, daß sich in diesen Darbietungen das Mundartliche unverfälscht ent-

fallen kann. Die Hörschaft empfindet die Dialekthörspiele und -hörfolgen als die ideale Form für die heimatliche Sprache. In ihnen begegnet sie dem unmittelbaren Lebensbereich, in dem die Mundart seelisch beheimatet ist. Im europäischen Rundspruch stellt das Dialekttheater von Beromünster hinsichtlich Stoffbereich wie Erfolg eine Ausnahme dar.»

Auch im Film – man denke an die Meisterleistungen von Heinrich Gretler und Emil Hegetschweiler – trug die Mundart sehr viel zum Gelingen menschlich wahrer Werke bei, denn das Pathetische ist ihr in der Seele zuwider. In entsprechender Weise bereichert sie das Fernsehen mit all ihren Klangfarben. Auf der andern Seite offenbaren «Gespräche am runden Tisch» und hurtige Berichte oder Befragungen, wie übel es um die Mundart besonders der Halbgebildeten steht.

Wandel der literarischen Formen in unserer Zeit

Vergleicht man die Mundartbücher von heute mit denen des letzten Jahrhunderts, so stellt man bedeutsame Veränderungen fest. Die Verserzählung, welche nach dem großen Vorbild von Altmeister Johann Peter Hebel das Schaffen in Mundart einst beherrschte, wird kaum mehr gepflegt. Das will natürlich keineswegs heißen, daß ihre Zeit unwiderrufbar vorüber sei. Man hat ja auch schon das Epos in der Schriftsprache totgesagt. Aber Spitteler erklärte, es müsse nur wieder ein Meister kommen, um es zu neuem Leben zu erwecken. Zweifellos herrscht zurzeit ein gewisser Aberwille, eine ganze Geschichte in Versen zu lesen, und es fehlen oft die begnadeten Vorleser, welche zum Beispiel Hallers «Juramareili» ergriffen und ergreifend vorzulesen vermöchten. Erstaunlich ist es indessen, daß in unserer hastigen Zeit nicht nur die längst erprobte und vom Radio ausdrücklich gewünschte Kurzgeschichte von zwanzig Minuten zu Ehren kommt, sondern daß eigentliche Romane erschienen sind wie zum Beispiel «s Tunälldorf» und «Der Gänneral Sutter» von Traugott Meyer oder das großangelegte Lebenswerk von Albert Bächtold. Ja, Emil Balmer schrieb sein «Uttewil», eine große Familien-Hofchronik (1941), in Berner Mundart und Jakob Kuratli sein historisch und soziologisch wertvolles Buch «Di gfreyta Walser am Gunza un im Pilfriis» in urchiger Wartauer Mundart. Treuer noch als die meisten frühern Sammler hört Arnold Bächli auf den genauen Wortlaut der Sagen, die ihm Bündner Gewährsleute erzählen. So ist der Bericht deutlich neben das Gedicht getreten. Das eigentliche Lied hat dank dem Alphirtenfest von Unspunnen 1955, welches Dichter und Dichterinnen, wie zum Beispiel Gertrud Burkhalter, mit führenden Komponisten zusammenführte, einen neuen Aufschwung erfahren dürfen, wofür man den Anregern Ernst Laur und Oskar Eberle steten Dank weiß. Der große Spielmann Eberle belebte in der Innerschweiz das Legendenspiel neu, und in Basel hat Hermann Schneider mit dem Kreuzgangspiel «Di silbrigi Glogge» und Totentanzspielen der Mundartdichtung neue, unserer Zeit gemäße Wege gewiesen. Auch aber das heitere Spiel erreichte neue Stufen. Sprach man einst unserm Volke den Sinn für das Kabinett rundweg ab (was ja im Lande guter Witzerzähler und des «Nebelspalters» ein Unding war), so wurde diese Behauptung durch Walter Lesch und Rudolf Bernhard auf das heiterste als Vorurteil entlarvt.

Einige Anregungen und Anmerkungen

Es gibt Leute, welche sagen, sobald etwas der Pflege bedürfe, sei mit der fraglichen Lebenskraft einer Sache auch deren Lebensberechtigung fragwürdig geworden. Kultur heißt aber nun einmal Pflege, und zur Sprachkultur gehört die Sprachpflege. Die Leser dieser Zeitschrift wissen, was der «Bund Schwyzertütsch», die «Sektion für Mundartpflege des Schweizer Heimatschutzes und ihre Sprachstelle» bisher geleistet haben. In treuer Kleinarbeit wurde in Anregungen zu Mundartgrammatiken und Wörterbüchern, in Gruppenbildungen und Kursen Großes geleistet. Die Hochschulen pflegen die Erforschung der Mundart auf schlechterdings

hervorragende Weise. Ihre Literaturbetrachtung beschränkt sich indessen fast ausnahmslos auf das hochdeutsche Schrifttum. Nun wollen wir gerne zugeben, daß dieses in seiner großen und bewährten Fülle höhere poetische Werte birgt als die Mundartdichtung. Dennoch bleibt es merkwürdig genug, daß an unsern Mittel- und Hochschulen viele künftige Sprachlehrer heranwachsen, die nie unter kundiger Führung einem mundartlichen Kunstwerk begegneten. Da fehlt es an nationaler Selbstachtung und der Einsicht, daß die Mundart mit ihrer Dichtung zum <geistigen Lebensraum> eines Volkes gehört. Die Behauptung, es lohne sich nicht, in die Werke der Mundartliteratur einzudringen, entspringt nicht selten der Unkenntnis oder der Scheu, etwas Ungewohntes zu beginnen, das mühevoll sein könnte.

Die Behörden haben begonnen, das mundartliche Schrifttum zu unterstützen, hat es doch bei schwierigerem Satz und kleinen Auflagen mit verhältnismäßig großen Druckkosten zu rechnen. Die Stiftung Pro Helvetia nimmt sich dieser Aufgabe ebenfalls an. Da aber die Kantone die Träger des kulturellen Lebens sind, sollten sie jedes Jahr einen Tag in den besondern Dienst der Mundartpflege stellen, sei es durch einen Liederabend, eine Theateraufführung, eine Dichterlesung oder einen Mundartabend, an dem Dorfgenossen Sprachproben aus verschiedenen Gemeinden oder Kantonen bieten. Auf diesen Tag sollten auch die Tageszeitungen, die bei der Aufnahme mundartlicher Beiträge gemeinhin sehr <hinderhebig> sind, ihre Spalten guten Mundartproben großzügig öffnen. Aus dem Brauchtum, zum Beispiel dem Klausenlaufen oder dem Sternsingen, könnten neue, ansprechende Spiele erstehen.

Das Beste und Bleibendste für den gesunden Weiterwuchs der Mundart – unserer eigentlichen Muttersprache – und ihrer Dichtung erwarten wir freilich von den Müttern. Als Erzählerinnen, als vorbetende und mitsingende Mütter hüten sie auch am Herde der Sprache das leuchtende und wärmende Feuer für Kind und Kindeskind.

Georg Thürer

Mundart zu Lyrik geformt

Im Schnee

Wien ä de Näbel
über d Matte ziet,
wies chelter wirt
und ales Läbe fliet –

E Spuur im Schnee!
Bisch glych nüd ganz eläi.
Emaale gaat de Wääg
ganz sicher häi –

Werner Morf

Sing, mys Hëërz.
Zwingli-Verlag, Zürich.